



TITLE:

„Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken“ Anmerkungen zur Geschichte der Gesprächs-, Schrift- und Lesekultur

AUTHOR(S):

Vodosek, Peter

CITATION:

Vodosek, Peter. „Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken“ Anmerkungen zur Geschichte der Gesprächs-, Schrift- und Lesekultur. Lifelong education and libraries 2011, 11: 89-99

ISSUE DATE:

2011-11

URL:

<http://hdl.handle.net/2433/152090>

RIGHT:

„Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken“

Anmerkungen zur Geschichte der Gesprächs-, Schrift- und Lesekultur

Peter Vodosek

Einleitung

Die poetisch formulierte Überschrift für den folgenden Beitrag mag auf den ersten Blick ungewöhnlich erscheinen. Es handelt sich um ein Zitat und dieses Zitat stammt auch nicht von mir, sondern ist dem philosophischen Gedicht „Der Spaziergang“ von Friedrich Schiller aus dem Jahr 1795 entnommen. Vollständig heißt der Vers in der Form eines sogenannten elegischen Distichons

*„Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt“.*

Ein weiteres Zitat: *„Hic mortui vivunt, muti loquuntur“*. Das ist lateinisch und heißt *„Hier leben die Toten, und die Stummen sprechen“*. Es handelt sich um eine Inschrift an der alten Universität Erfurt und nimmt Bezug auf die Bibliothek. Somit haben wir alles beisammen, womit ich mich nachstehend beschäftigen will: Gespräch, Schrift, Buch und Bibliotheken. Das ist ein gewaltiges Vorhaben. Man darf daher nicht erwarten, dass ich eine lückenlose historisch-genetische Darstellung biete, sondern ich werde mich auf einige mir wichtig erscheinende Anmerkungen beschränken.

Ein Schriftsteller des 20. Jahrhunderts, Ernst Jünger (1895–1998), hat 1981 in seinem Tagebuch notiert, *„daß Schrift ja nur das Medium zwischen den Gedanken und der Wirkung auf den Lesenden“* sei.¹⁾ Das ist natürlich richtig und nicht zu widerlegen. Die Anfänge der Schrift liegen am Ende des 4./ Beginn des 3. Vorchristlichen Jahrtausends. Davor muss es also ausschließlich so etwas wie eine Gesprächskultur gegeben haben. Von einer Schriftkultur kann man überhaupt erst im 6. und 5. Jahrhundert vor Christus reden. In den Stadtstaaten Griechenlands und Ioniens, also auch in Kleinasien, entwickelte sich die erste literale, das heißt auf Schrift gegründete Gesellschaft. Das hat mit der Alphabetisierung der Schrift zu tun, worauf ich mich hier aber nicht einlassen kann. Wenn man mir konzidiert, dass ich im Sinn von Ernst Jünger Gespräch und Schrift als Medien bezeichne, als Medien zwischen den Gedanken eines Individuums und der Wirkung auf die Mitmenschen, dann gilt auch die These, dass jedes Medium ein vorhandenes ergänzt, aber nicht verdrängt. Darauf wird noch zurückzukommen sein. Daher hat die traditionelle Gesprächskultur seit dieser Zeit auch keineswegs an Bedeutung verloren, sondern erst mit der vollständigen Literalisierung der Gesellschaft im 19. Jahrhundert einen Transformationsprozess erfahren.

Platons „Phaidros“ und die Diskussion über Schriftlichkeit und Mündlichkeit

Das klassische Griechenland, genauer gesagt Athen, war auch der Schauplatz der frühesten überlieferten Diskussion, welches Medium, Gespräch oder schriftliches Dokument, vorzuziehen sei. Der Philosoph Platon (427–347), der am tiefsten von allen Denkern an der Sinnhaftigkeit, Gedanken schriftlich zu fixieren, gezweifelt hat, gibt in seinem berühmten Dialog „Phaidros“ eine

Unterhaltung zwischen seinem Lehrer Sokrates und dem jungen Phaidros wieder. Sokrates lehnt die schriftliche Aufzeichnung seiner Philosophie ab, da das Geschriebene tot sei und auf jede Frage dieselbe Antwort gebe. Eine dialektische Entwicklung der Gedanken sei nur im Gespräch möglich.²⁾ Sokrates sagt: „*Denn diese Erfindung [der Buchstaben] wird den Seelen der Lernenden vielmehr Vergessenheit einflößen aus Vernachlässigung der Erinnerung, weil sie im Vertrauen auf die Schrift sich nur von außen vermittelt fremder Zeichen, nicht aber innerlich sich selbst und unmittelbar erinnern werden. [...] von der Weisheit bringst du deinen Lehrlingen nur den Schein bei, nicht die Sache selbst.*“ Phaidros präzisiert: „*Du meinst die lebende und beseelte Rede des wahrhaft Wissenden, von der man die geschriebene mit Recht wie ein Schattenbild ansehen könnte.*“³⁾ Paradoxerweise sind die Zweifel Platons an der Schriftlichkeit aber nur deshalb überliefert, da ihre Vergänglichkeit durch den schriftlich tätigen Geist überwunden wurde. So konnte Johann Gottfried Herder (1744–1803) Platon als denjenigen preisen, der Schrift und Sprache verband: „*Mann, der zuerst Symbolik deutlicher Gedanken schuf, der Schrift und Sprache verband, und sie so frühe, in der Urzeit der Menschlichen Bildung verband, dass sie sich wie Zwillinge an den Brüsten Einer Mutter und auf den weiten Auen Einerlei und so vielfacher Kenntnisse von jeher ewig zusammenbilden mussten: grosser Mann, ruffe ich mit Plato, du warst ein Göttlicher oder ein Gott!*“⁴⁾

Die Bedeutung der Rhetorik in der Antike

Nicht zufällig fällt in das 5. Jahrhundert auch die Entwicklung der Rhetorik. Die Beredsamkeit, die wirkungsvolle Rede, sollte theoretisch lehrbar und lernbar gemacht werden, vor allem für praktische Zwecke. Eine Karriere als Politiker, als Anwalt, als Feldherr war ohne entsprechende Fähigkeiten nicht länger denkbar. Diese Instrumentalisierung des gesprochenen Wortes fand alsbald ihre Kritiker, weil man schon früh seine Macht erkannte, Schein zu erzeugen und für Wahrheit auszugeben, ja vor Gericht Recht zu Unrecht und Unrecht zu Recht zu verdrehen. Der Sophist Gorgias (um 485 – um 380 v. Chr.) war der Erste, der sich mit diesem Problem auseinander setzte. Bereits Platon hat die Sophisten wie folgt angeprangert: „*Der Sophist als Wortverdreher, rednerischer Spiegelfechter, dem es nicht auf Wahrheit und Recht, sondern allein auf Überlistung des Gegners mit allen Mitteln und Kunstgriffen der Dialektik und Rhetorik ankommt.*“⁵⁾

Im Römischen Reich, welches das griechische Bildungssystem übernahm, wurde die Rhetorik zum wichtigsten Bildungsfach, wenn auch nicht ohne Widerstand. 161 v. Chr. wurden die griechischen Lehrer der Rhetorik aus Rom ausgewiesen. Nichtsdestoweniger hat Rom mit Marcus Tullius Cicero (106–43 v. Chr.) den wohl bedeutendsten und genialsten Redner hervorgebracht. Bis in den Humanismus, also bis in das 15./16. Jahrhundert hinein, verkörperte er das Idealbild eines umfassend gebildeten Redners. Seine Reden – über 50 sind vollständig erhalten – hat er in redaktionell und teilweise auch inhaltlich überarbeiteter Form zu Papier, besser gesagt Papyrus gebracht. Soviel zunächst über Gesprächs- und Schriftkultur der Antike.

Lautes und stummes Lesen – Augustinus beobachtet seinen Lehrer Ambrosius

Was die Lesekultur betrifft, möchte ich nur auf ein wahrscheinlich nicht allgemein bekanntes

Phänomen hinweisen. Für uns ist es selbstverständlich, dass wir heutzutage im mehr oder weniger stillen Kämmerlein still vor uns hin lesen. Ganz anders in der Antike. Hier finden wir ein schönes Beispiel in den „Confessiones“ des Kirchenvaters Aurelius Augustinus (354–430). In dieser berühmten, frühen Autobiographie und Selbstanalyse berichtet er mit einigem Erstaunen, wie er in Mailand seinen Lehrer Ambrosius schweigend beim stummen Lesen beobachtete: *„Wenn er aber las, so glitten die Augen über die Blätter, und das Herz spürte nach dem Sinn, Stimme und Zunge aber ruhten. Oft, wenn ich zugegen war – denn niemand war der Zutritt verwehrt [...] –, sah ich ihn so still ins Lesen versunken, und anders nie. Und war ich dann geraume Zeit schweigend dagesessen [...], so entfernte ich mich wieder und machte mir meine Gedanken: [...] warum er das stille Lesen vorzieht. Nun, was immer seine Absicht dabei ist, sicherlich kann sie bei einem solchen Manne nur gut sein.“*⁶⁾ *„Augustinus kommt dies so sonderbar ungewöhnlich vor, dass er nach einer Erklärung sucht.“*⁷⁾ In der etwa 100 Jahre später, in nachantiker Zeit entstandenen „Regula Sancti Benedicti“, die Benedikt von Nursia (480–560), dem Begründer des Ordens der Benediktiner, zumindest in Teilen zugeschrieben wird, regelt das ganze 48. Kapitel das Lektüreverhalten im Kloster. Neben dem Vorlesen bei Tisch im 38. Kapitel wird den Brüdern angemessene Zeit für das eigene Lesen eingeräumt. Da heißt es dann, *„falls einer für sich lesen will, lese er so, dass er keinen anderen stört“*, also stumm.⁸⁾

Die Gewohnheit, auch für sich selbst halblaut, murmelnd zu lesen, hat sich aber, solange Lesen eine seltene und für viele schwierige Kunst war, bis in die Neuzeit hinein gehalten. Da und dort mögen auch magische Vorstellungen eine Rolle gespielt haben. Die Ingeborg-Bachmann-Preisträgerin 2011, Maja Haderlap, erzählt in ihrem autobiographisch gefärbten Roman „Engel des Vergessens“, dass ihre Großmutter in einem Kuvert einen Segenspruch verwahrte, der besser auswendig gelernt als gelesen werde, *„denn die Wirkung liege im Gesprochenen, nicht im Geschriebenen“*.⁹⁾

Die Sieben Freien Künste

Wenden wir uns jetzt kurz der nächsten großen Epoche zu. Was wurde von der antiken Bildung in das Mittelalter transferiert? Es war vor allem das System der „Sieben freien Künste“ (= Septem artes liberales), das in der Spätantike seine endgültige Ausprägung erfahren hatte. „Frei“ hießen sie ursprünglich deswegen, weil sie diejenigen Wissenschaften einschlossen, die eines freien Mannes – es ging ausschließlich um Männer – würdig waren. Inwiefern hat das mit unserem Thema zu tun? Sie setzten sich zusammen aus den drei „redenden“ Wissenschaften, dem „Dreiweg“ (= Trivium), bestehend aus Grammatik, Rhetorik und Dialektik, und den vier „rechnenden“ Wissenschaften, dem „Vierweg“ (= Quadrivium) mit Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie. Die erste Stufe mit Grammatik, Rhetorik und Dialektik vermittelte die Grundkenntnisse für das Studium aller anderen Disziplinen, das heißt das korrekte Schreiben und Literaturkenntnisse, das stilistisch einwandfreie und „schöne“ Reden, und mit der Dialektik das logisch überzeugende Disputieren. Später wurden die Sieben freien Künste zum Bildungskanon der sogenannten Artistenfakultät der mittelalterlichen Universitäten. Sie waren die Grundvoraussetzungen, sozusagen das Abitur, für das Weiterstudium an den „höheren“ Fakultäten Theologie, Jura und Medizin.

Karl der Große, seine „Akademie“ und die Bedeutung des Disputierens

Eine erste Blüte erreichten diese Studien in den beiden letzten Jahrzehnten des 8. Jahrhunderts am Hofe Karls des Großen (regiert 768–814), eine Epoche, die zu Recht oder Unrecht „Karolingische Renaissance“ genannt wird. Der fränkische König und spätere Kaiser versammelte um sich jüngere Gelehrte, die sich an gebildeten Streitgesprächen beteiligten und sich in Form schriftlich verfasster Dialoge äußerten. Sie bildeten, um einen modernen Terminus zu gebrauchen, eine Art Akademie, in der sie sich antike Namen wie Homer oder Flaccus (nach dem römischen Dichter Quintus Horatius Flaccus 65–8 v. Chr.) gaben oder biblische wie David, so der König selbst, der sich an dem gelehrten Treiben beteiligte. Die hier gepflegte Gesprächskultur setzte sich bis in das Hochmittelalter, also das 12./13. Jahrhundert, fort. Die gelehrte Disputation war geradezu ein Grundelement des mittelalterlichen Schul- und Wissenschaftsbetriebs, der die sogenannte scholastische Methode des „sic et non“ (= so und nicht bzw. ja und nein) ausbildete, die Diskussion mit Rede und Gegenrede, These und Antithese.¹⁰⁾

Medienrevolution durch den Buchdruck – Die „Explosion des Wortes“

Es dauerte noch Jahrhunderte, bis sich um 1500 gravierende Veränderungen in der Kommunikation abzeichneten. Es hat sich eingebürgert, dergleichen neue Entwicklungen als „Medienrevolution“ zu bezeichnen. Wenn man so will, war die Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern durch Johannes Gensfleisch genannt Gutenberg (1400–1468) eine solche, die erste der Neuzeit. „Marshall McLuhan, der den Begriff der Gutenberg-Galaxis geprägt hat, betonte vor allem die Prägung der Zeit nach Gutenberg durch das Buch und die Verschiebung von der mündlichen zur visuellen Kommunikation“.¹¹⁾ Nicht zu vergessen sind dabei die Auswirkungen der Reformation. Einerseits führte Martin Luthers Bibelübersetzung (ab 1521) zu einer Standardisierung der deutschen Sprache, andererseits aber auch durch die konfessionellen Auseinandersetzungen zu einer „Explosion des (gedruckten) Wortes“, wie es der Historiker Winfried Schulze genannt hat. Allerdings waren damals noch 90 bis 95 Prozent der Menschen Analphabeten, aber die Reformation löste einen öffentlichen Kommunikationsprozess aus, der bewirkte, dass die Botschaften der reformatorischen Flugschriften durch mündliche Propaganda unter das Volk kamen, ferner durch Medien wie Lieder oder Holzschnitte. Ein Gleiches gilt für die politische Propaganda dieser Zeit. Kaiser Maximilian I. (regierte 1493 –1519), der sogenannte „letzte Ritter“, der dieses Metier meisterhaft beherrschte, machte sich nicht nur Flugblätter zunutze, sondern veranlasste auch große Druckwerke wie den „Weißkunig“, mit denen er für seine Politik Stimmung machte.¹²⁾

Die Aufklärung – Die Zweite Medienrevolution?

Hatte bereits die Reformation zu einer Aufwertung der Lektüre geführt, erlebte die Lesekultur im 18. Jahrhundert, dem Zeitalter der Aufklärung, eine Blütezeit, so dass man geradezu von einer weiteren Medienrevolution sprechen kann. Im Einzelnen lässt sich aufführen:

- Eine Explosion der Buchproduktion; neben das Buch treten aber auch die Zeitung und die Zeitschrift.

- Lesen wird zu einer allgemein verbreiteten Tätigkeit, auch in Bevölkerungsschichten, die bisher nur sehr eingeschränkt als Leserschaft angesprochen werden konnten.

Es soll aber nicht verschwiegen werden, dass das von vielen Zeitgenossen geradezu als Epidemie empfundene Lesen – berechtigt oder nicht soll hier nicht erörtert werden – auch auf scharfe Kritik stieß. Wortschöpfungen wie Lesewut, Lesefieber, Leseseuche oder Lesetollheit finden sich in vielen Publikationen der Zeit.¹³⁾

- Es entstehen Institutionen, die dem Bedürfnis nach Lektüre und seiner Befriedigung Rechnung tragen wie Lesegesellschaften und Leihbibliotheken.

Parallel dazu entwickelt sich auf verschiedenen Ebenen eine neue Gesprächskultur. Einige recht unterschiedliche Beispiele möchte ich herausgreifen: die Akademien, die Lesegesellschaften, die Salons, Briefwechsel und Konversationslexika. Die *Akademien* reichen bis in die Anfänge der Aufklärung im 17. Jahrhundert zurück.¹⁴⁾ Die Aufklärung bewirkte ein neues Interesse an Wissenschaft und Forschung. Dazu bedurfte es einer verbesserten Wissenschaftsorganisation, welche die Kommunikation der Gelehrten unter einander förderte. Zum Vorbild wurde die 1635 von dem französischen Staatsminister Kardinal Richelieu (1585–1642) ins Leben gerufene Académie française für Sprache und Literatur. Es folgten weitere Einrichtungen für die Naturwissenschaften usw. In Deutschland entstand als erste Akademie 1652 die heute in Halle ansässige Leopoldina, seit 2008 die „Nationale Akademie der Wissenschaften“ für die Bundesrepublik. Der Akademiegedanke setzte sich im 18. Jahrhundert in ganz Europa und auch in den jungen USA durch. 1789 wurde die American Philosophical Society for Promoting Useful Knowledge gegründet. Ihr erster Präsident war Benjamin Franklin (1706–1790). Der ursprüngliche Kerngedanke der Akademien bestand darin, eine Plattform zu bieten, um bei regelmäßigen Zusammenkünften über wissenschaftliche Fortschritte zu berichten, Forschungsergebnisse zu präsentieren und durch Diskussionen neues Wissen zu generieren.¹⁵⁾

Als eine Fortsetzung dieser wissenschaftlichen Kommunikation sind die *Gelehrtenbriefwechsel* zu erwähnen, die noch heute für die Wissenschaftsgeschichte wichtig sind. Viele von ihnen sind heute durch große Editionsprojekte zugänglich wie etwa die der Mathematiker Leonhard Euler (1707–1783) oder Daniel Bernoulli (1700–1782). Bemerkenswert sind auch erste Versuche, wissenschaftliche Kenntnisse allgemeinverständlich in Briefform, also in fiktiven Gesprächen aber gedruckt zu vermitteln. Hier ist noch einmal Euler mit seinen „Briefen an eine deutsche Prinzessin über verschiedene Gegenstände aus der Physik und Philosophie“ zu nennen.¹⁶⁾

Alle Aufklärer erachteten es *„als besonders wichtig, das Publikum durch das Medium Buch zu erreichen, denn um den ‚Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit‘ (so Immanuel Kant) zu befördern, brauchte es vor allem Bildung, die durch das gedruckte Wort und infolgedessen durch Bibliotheken und verwandte Einrichtungen zur Verfügung gestellt werden konnte“*.¹⁷⁾

Die *Lesegesellschaften* hingegen waren ein Teil der verstärkten Emanzipationsversuche des Bürgertums im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. Diese zunächst noch bescheidenen Ansätze einer breiteren Politisierung des Publikums wurden von den Zeitgenossen „Publizität“ genannt. Der Zugang zu Information sollte nicht mehr das exklusive Privileg einiger weniger sein. Mit Recht ist

gesagt worden, dass die neu entstehende literarische Öffentlichkeit – wenigstens teilweise – ein Ersatz für die in Deutschland fehlende politische sei.¹⁸⁾ Diese Zusammenschlüsse des gehobenen Bürgertums waren mit eigenen Räumen ausgestattet, dienten nicht nur der Lektüre, sondern auch der sozialen und fachlichen Kommunikation, also Gesprächen über das Gelesene und der Diskussion. Bis zum Stichjahr 1800 wurden in Deutschland etwa 500 solcher Einrichtungen der Selbstorganisation des Bürgertums nachgewiesen.

Neben den Lesegesellschaften, in deren Statuten oft ein – wenn auch begrenztes – demokratisches Selbstverständnis heraus zu lesen ist, entwickelte sich parallel eine weitere Form der Geselligkeitskultur, die literarischen *Salons*, ursprünglich private, ursprünglich schöngeistige Zirkel. Vom Paris des 17. Jahrhunderts ausgehend repräsentierten sie vom 18. bis zum 20. Jahrhundert eine besondere Form bürgerlicher Geselligkeit. Die Gesprächsthemen kamen aus der Literatur, Philosophie, Kunst und Musik, gelegentlich auch aus den Naturwissenschaften. Bedeutende Zentren waren Berlin und Wien, aber auch München und kleinere Städte. Gastgeber waren ganz überwiegend die Frauen, ironisch „Salonièren“ genannt, wie zum Beispiel die Schriftstellerinnen Bettina von Arnim (1785–1859) und Caroline Schelling (1763–1809), die Gattin des Philosophen, oder Rahel Varnhagen von Ense (1771–1833), alle in der Zeit der Frühromantik. Sehr oft waren es bedeutende jüdische Familien wie die Mendelssohn in Berlin oder die von Arnstein in Wien, die sich hier besonders engagierten. Bei den Mendelssohn fanden sich Gäste wie die Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt (1767–1835 bzw. 1769–1859), der junge Historiker Leopold von Ranke (1795–1886) und andere Geistesgrößen ein. Erst der Erste Weltkrieg bereitete diesen Pflegestätten einer hohen Gesprächskultur ein Ende. Wie nicht anders zu erwarten, nahm in den Salons die Gesprächs- und Lesekultur einen wichtigen Platz ein. Für junge Literaten, die hier Gelegenheit erhielten, sich mit ihren Werken zu präsentieren, aber auch für Musiker wie zum Beispiel Frédéric Chopin (1810–1849) und Franz Liszt (1811–1886) bedeuteten Einladungen in die Salons eine wichtige Möglichkeit, auf sich aufmerksam zu machen.

Der Austausch von Informationen, Ideen – ja auch von Gefühlen, wir befinden uns im Zeitalter der Empfindsamkeit – war aber nicht nur ortsgebunden, sondern spiegelte sich auch in der Schriftkultur. Er lief über rege *Briefwechsel* und nicht zufällig entsteht im 18. Jahrhundert der Briefroman, der seinen literarischen Höhepunkt bekanntlich 1774 mit Goethes „Werther“ fand.

Es ist kein Zufall, dass Ende 18./Anfang 19. Jahrhundert das *Konversationslexikon* entsteht. Enzyklopädien als „Wissensmaschinen“ gibt es schon wesentlich länger, aber alphabetisch geordnete Nachschlagewerke, die dem Leser „bei der täglichen Konversation mit gemeinverständlicher Belehrung helfen“, ¹⁹⁾ dienen jetzt als der Gesprächskultur förderliches Hilfsmittel. Der Prototyp für alle nachfolgenden Unternehmungen dieser Art wurde das 1808 von Friedrich Arnold Brockhaus (1772–1823) auf den Markt gebrachte „Conversationslexikon mit vorzüglicher Rücksicht auf die gegenwärtigen Zeiten“, schlicht d e r Brockhaus.

Die hier angesprochenen Institutionen und Publikationen bezogen sich im Wesentlichen auf ein bürgerliches Publikum. Nur kurz erwähnt sei, dass sich die sogenannte Volksaufklärung bemühte, breiteren Teilen der Bevölkerung aufklärerisches Gedankengut nahezubringen. Auch hier baute man auf das gedruckte Wort und zwar in der Gestalt von Volksschriften über die verschiedensten Bereiche des täglichen Lebens, rechnete aber auch damit, dass das Gelesene in

Gesprächen verständlich gemacht und vertieft werde. Eine Zeitschrift mit dem hübschen Titel „Das rasonnierende Dorfkonvent“ bringt dies deutlich zum Ausdruck.²⁰⁾

Wort oder Schrift? Ihre Bedeutung für die Arbeiterbildung im 19. Jahrhundert

Nach diesem Ausflug in das Schöngeistige wollen wir einen Zeitsprung in eine neue Epoche mit neuen Herausforderungen wagen. Ich möchte mich, was zunächst vielleicht verwundern mag, der sich etwa ab der Mitte des 19. Jahrhunderts allmählich formierenden Arbeiterbewegung, präziser gesagt der Arbeiterbildung, zuwenden. Arbeiterbewegung, Arbeiterbildung und Arbeiterbibliotheken bilden historisch eine Einheit. Schon der 1834 als Organisation deutscher politischer Flüchtlinge in Paris gegründete frühsozialistische „Bund der Geächteten“, einer der Vorläufer einer organisierten Arbeiterbewegung, zählte die Einrichtung von Bildungs- und Lesevereinen zu den vornehmsten Aufgaben. In ihren damals freilich sehr kleinen Bibliotheken mit einem bescheidenen Bestand an politischen Büchern und Zeitschriften sowie politisch-freiheitlicher Dichtung, zum Beispiel von Friedrich Schiller (1759–1805), Ludwig Börne (1786–1837) und Heinrich Heine (1797–1856), vertiefte man die Wirkung durch Leseabende, bei denen man die Texte gemeinsam las und darüber sprach. Die erste politische Konsolidierung mit der Gründung der SPD 1869 löste Impulse für eine Intensivierung der Bildungsarbeit aus. Hier möchte ich insbesondere auf Wilhelm Liebknecht (1826–1900) hinweisen, der im 19. Jahrhundert der wohl bedeutendste Bildungspolitiker der frühen Sozialdemokratie gewesen ist. Mit seiner berühmten Rede „Wissen ist Macht – Macht ist Wissen“ hat er für lange Zeit die Richtung gewiesen.²¹⁾ Die Arbeiterbewegung setzte sich für die Einrichtung von Bibliotheken ein, um die Bildungschancen der Arbeiter zu verbessern und förderte dadurch die Lesekultur. Allerdings wurde immer wieder diskutiert, ob die Bibliotheken vorzugsweise die politische Bildung im Fokus haben sollten oder auch die allgemeine, um den kulturellen Anschluss an das Bürgertum, an eine Nationalbildung zu finden. Doch damit war die Bildungsarbeit nicht erschöpft. Sie *„setzte vielmehr nach dem Selbstverständnis der Arbeiterbewegung im Gespräch am Arbeitsplatz, unter Freunden, in der Familie ein, vertieft dann durch die Lektüre von Zeitungen, Zeitschriften und Büchern und schließlich durch die Teilnahme an Bildungsveranstaltungen“*.²²⁾ Allerdings sollten solche Veranstaltungen nicht *„in’s Blaue hineingeführte Diskussionen“* sein, sondern eine *„Anregung zum Nachlesen des Gehörten und zur Fortpflanzung des mündlichen Ausdrucks“*.²³⁾ Wenige Jahre nach Beginn des 20. Jahrhunderts präziserte der Mannheimer Parteitag der SPD vom 23. bis 29. September 1906 in seinen Leitsätzen zum Thema „Volkserziehung und Sozialdemokratie“ Ziele und Bildungsmittel: die Stärkung des Klassenbewusstseins des Proletariats und die Unterstützung des Klassenkampfes. Als zweckmäßige Mittel erschienen Arbeiterbildungsschulen, Veranstaltungen in Form von Vorträgen und Diskussionen, Verbreitung der sozialistischen Literatur, Besprechung von aktuellen Themen usw.²⁴⁾ Allein aus dieser Aufzählung geht hervor, dass dem gesprochene Wort sowohl für Agitation wie für Schulung und Bildung eine gewisse Vorrangstellung eingeräumt wurde – letztendlich „Gesprächskultur“ versus „Schriftkultur“.

Öffentliche Rede und Demagogie im 20. Jahrhundert

Dort wo die öffentliche Rede missbraucht wird, entartet Gesprächskultur zur Demagogie. Wie wir schon eingangs gesehen haben, war dies bereits der Vorwurf Platons gegenüber den Sophisten, dass es ihnen nämlich nicht auf Wahrheit und Recht, sondern allein auf die Überlistung des Gegners mit allen Mitteln und Kunstgriffen ankomme.²⁵⁾ Ich wage zu behaupten, dass es dem 20. Jahrhundert vorbehalten war, diese „Kunst“ in Vollendung für sinistere Zwecke einzusetzen und damit auch Erfolge zu erzielen. Nie ist die Rhetorik – und sofern sie ein Teil der Gesprächskultur ist auch diese – schlimmer pervertiert worden als in den Reden von Hitler und Goebbels.

Ich nähere mich dem Schluss, nicht ohne einige Überlegungen zur weiteren Entwicklung im 20. und 21. Jahrhundert anzustellen.

Digitale Kommunikation versus Gesprächs- und Schreibkultur?

Wie wir gesehen haben, hat es sich eingebürgert, auch im historischen Rückblick von Medienrevolutionen zu sprechen. Umso mehr trifft dies auf Veränderungen zu, die am Ende des 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts die Digitalisierung ausgelöst hat. „*Am Anfang war das Wort*“, so beginnt das Evangelium nach Johannes I,1. Wird es auch im Zeitalter von Facebook, Youtube, Twitter und anderer sozialer Netzwerke seine Rolle für die Gesprächs-, Schrift- und Lesekultur bewahren können? Gibt man in Google „Kraft der Worte“ ein, erhält man 9 700 000 Einträge angezeigt. Also wahrlich kein triviales Thema! Diese „Kraft des Wortes“ wohnte schon dem griechischen „Logos“ inne, das Wort, das der Evangelist gebraucht und das im übertragenen Sinn auch mit Geist zu tun hat. Faust in Goethes gleichnamigem Drama ringt um die rechte Übersetzung und kommt von „Wort“ zu „Sinn“, „Kraft“ und „Tat“. Lassen sich solch tiefsinnige, philosophische Überlegungen auf die nüchternen elektronischen Werkzeuge – mehr sind sie ja zunächst nicht – anwenden?

Die elektronischen Medien haben schon jetzt die Kommunikation nachhaltig verändert. Das hat bereits Marshall McLuhan der vor 30 Jahren verstorben ist, im Noch-vor-Internetzeitalter geahnt, besser noch prophezeit:

- Wird die Gesprächskultur, wie wir sie bisher gekannt haben, von Twitter abgelöst?
- Ersetzen E-Mail und SMS die Schriftkultur, so dass Kultusministerien in Deutschland die bisherige Schreibschrift vereinfachen wollen, weil man sie offenbar ohnehin kaum mehr braucht?
- Inwieweit verändert sich die Lesekultur durch E-Books, Tablets usw.?

McLuhan hat aber auch erkannt: „*Das Medium ist die Botschaft*“. Man kann das dahingehend interpretieren, dass jedes Medium seinen intrinsischen Wert hat, dass unterschiedliche Wahrnehmungen der Wirklichkeit durch unterschiedliche Medien abgebildet werden. Insofern hat die eingangs bereits erwähnte Behauptung, dass zumindest bisher noch kein neu hinzugekommenes Medium ein anderes verdrängt oder substituiert hat – siehe Buch, siehe Radio, siehe Fernsehen – einige Wahrscheinlichkeit für sich.

Der Medientheoretiker Friedrich A. Kittler (1943–2011) hat allerdings den Begriff „Aufschreibesysteme“ in die Diskussion eingebracht. Ihm zufolge sind es die medientechnologischen Bedingungen, die unser Sprechen, Schreiben, Denken generieren. Somit

stehen wir zwei entgegengesetzten Positionen gegenüber: Ist es der Geist, der sich die Instrumente schafft oder sind es die Instrumente, die den Geist evozieren?

In diesem noch andauernden Prozess der gegenwärtigen Medienrevolution kommt der Bibliothek eine besondere, vielleicht für sie entscheidende Rolle zu. Einerseits begnügt man sich *„mit dem Nebeneinander und dem beliebigen Auftürmen von Informationen, Auftürmen von Wissen, statt Erkennen und Verstehen“*, andererseits verstehen sich Bibliotheken als kollektiver Wissensort mit einem *„letztlich grenzenlosen Anspruch hinsichtlich der Erreichbarkeit und Verbreitung von Wissen“*.²⁶⁾ Neue Konzepte wie das der Hybridbibliothek versuchen neue Antworten auf die medialen Veränderungen zu finden, die sowohl die Schrift- und Lesekultur als auch die Gesprächskultur in eine neue, technologisch dominierte Umwelt integrieren. Mit Differenzierung nach Bibliothekstypen, also wissenschaftlichen und Öffentlichen Bibliotheken, werden sie sowohl die klassischen Print- als auch die digitalen Medien bereitstellen, sie werden sich in der Leseförderung engagieren, Schreibwerkstätten und vieles andere anbieten. Sie werden Raum zur Verfügung stellen für Tätigkeiten in arbeitsförderlicher, kreativer Atmosphäre sowie für Teamarbeit und Fachgespräch. Als soziale Orte unterstützen sie Gespräch und Diskussion. Bibliotheken, die ein solches Konzept in zum Teil spektakulären Neubauten umsetzen wie etwa das Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrum, die Bibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin, oder die eben erst eröffnete „Stadtbibliothek am Mailänderplatz“ in Stuttgart, werden zwar von den Verfechtern einer ausschließlich digitalen schönen neuen Welt für überflüssig erklärt, ihr Erfolg hingegen bestätigt, dass sie auf dem richtigen Weg sind. Ein Wandlungsprozess vollzieht sich ohne Zweifel, aber wie hat Laurence Des Cars, die Directrice scientifique de l'Agence France-Muséums so trefflich gesagt? *„La fin d'un monde est le début d'un autre“* – *„Das Ende einer Welt ist der Beginn einer anderen“*.

- 1) Ernst Jünger: Rhodos III [Tagebucheintrag vom 02.06.1981]. In: Ernst Jünger: Drei Mal Rhodos. Die Reisen 1938, 1964 und 1981. Hrsg. von Lutz Hagedstedt u. Luise Michaelson. Marbach: Deutsche Schillergesellschaft, 2010 (Aus dem Archiv; H. 2) S. 82.
- 2) Vergl. dazu auch den Essay Heinrich von Kleists „Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“ von 1805.
- 3) Platon: Sämtliche Werke. Bd. 4. Hamburg: Rowohlt, 1989 (Rowohlts Klassiker der Literatur und der Wissenschaft; Griechische Philosophie; Bd. 5;) S. 55f.
- 4) Johann Gottfried Herder: Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts. Bd. 1. Riga: Hartknoch, 1774. S. 198 [= S. 236].
- 5) Die Sophistik ist eine antike, philosophisch-pädagogische Richtung.
- 6) [Aurelius Augustinus]: Augustinus Bekenntnisse. Frankfurt a.M.: Fischer Bücherei, 1961 (Fischer Bücherei; 103) S. 89-90.
- 7) in heutiger Leser sollte „sich bewußt sein, daß zu Zeiten des Autors die Vergegenwärtigung wesentlich lebendiger vor sich ging. Man pflegte nämlich laut zu lesen, den Text öffentlich aufzuführen, selbst wenn man allein war, um ihm so seine volle Wirklichkeit zu geben, für andere, die zufällig in der Nähe waren, hörbar, erfahrbar. Klaus Podak in: Spiegel der Welt,

- Handschriften und Bücher aus drei Jahrtausenden. 2., durchgesehene Aufl. Bd. 2. Cologny: Fondation Martin Bodmer; Marbach: Deutsche Schillergesellschaft, 2000. S. 17 u. 20.
- 8) Die Benediktus-Regel. Lateinisch-Deutsch. Hrsg. von Basilius Steidle. 3. Aufl. Beuron: Beuronischer Kunstverl., 1978, S. 145-146; 129-130. Maja Haderlap: Engel des Vergessens. Göttingen: Wallstein Verl., 2011), S. 29.
 - 9) Maja Haderlap: Engel des Vergessens. Göttingen: Wallstein Verl., 2011), S. 29.
 - 10) Ein schönes Beispiel findet sich in einer Handschrift des 12. Jahrhunderts: Hugo von Sankt Viktor „De sacramentis christianae fides“. Klosterneuburg Codex 311, f 82v und 83r, eine in roter und schwarzer Tinte ausgeführte Federzeichnung.
 - 11) Marshall McLuhan: Die Gutenberg Galaxis. Das Ende des Buchzeitalters. Düsseldorf, Wien: Econ-Verl., 1968; dazu auch Karl Vocelka: Die Gutenberg-Galaxis – Der Buchdruck verändert die Kommunikation am Beginn der Neuzeit. In: Karl Vocelka/Rudolf Leeb/Andrea Scheichl (Hrsg.): Renaissance und Reformation. OÖ. Landesausstellung, 2010. Linz: Trauner Verl., 2010, S. 135-140.
 - 12) Zu diesem Komplex vergl. Karl Vocelka (wie Anmerkung 11).
 - 13) Lesesucht und Lesefieber. In: Vorformen der Öffentlichen Bibliothek. Zus.gest. u. eingeleitet von Peter Vodosek. Wiesbaden: Harrassowitz, 1978 (Beiträge zum Büchereiwesen; Reihe B; Heft 6) S. 13-16; 51-63.
 - 14) Die frühen Akademien des Humanismus und der Renaissance im Italien des 15. Jahrhunderts müssen hier unberücksichtigt bleiben.
 - 15) Conrad Grau: Wissenschaftsakademien. Von ihrem Entstehen und deren weltweitem Erfolg. Thun, Frankfurt a.M.: Deutsch, 1988.
 - 16) Lettres à une princesse d'Allemagne sur divers sujets de physique & de philosophie. Saint Petersburg: Académie Impériale des Sciences, 1768–1772. Deutsche Ausgabe Braunschweig: Vieweg 1986 (Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1769–1773). – Die deutsche Prinzessin ist die hochgebildete Sophie Auguste Friederike von Anhalt-Zerbst (1729–1796), die spätere Zarin Katharina II. von Russland.
 - 17) Margrid Reitzammer: Die Historische Bibliothek Quedlinburg. In: Lesewelten – Historische Bibliotheken. Büchersammlungen des 18. Jahrhunderts in Museen und Bibliotheken in Sachsen-Anhalt. Hrsg von Katrin Dzienan u. Ute Pott. Halle: Mitteldeutscher Verl., 2011 (Sachsen-Anhalt und das 18. Jahrhundert; Bd. 3), S. 302.
 - 18) Lars-Thade Ulrichs: Wenn Kopf und Buch zusammentreffen. In: Lesewelten (wie Anmerkung 17), S. 22f.
 - 19) H. Kieser in: Lexikon des gesamten Buchwesens. 2. Aufl. Bd. 4. Stuttgart: Hiersemann, 1995, S. 305.
 - 20) Das rasonnierende Dorfkonvent, eine gemeinnützige ökonomisch-moralisch-politische Schrift für den Bürger und Landmann. Hrsg. von Johann Adam Christian Thon. Band 1-3. Erfurt 1786–1788; Peter Vodosek: Volksaufklärung – eine praktische Reformbewegung des 18. und 19. Jahrhunderts. In: Lifelong Education and Libraries, No. 9, March 2009, S. 1-15.
 - 21) Wilhelm Liebknecht: Wissen ist Macht – Macht ist Wissen. Festrede gehalten zum Stiftungsfest

- des Dresdner Arbeiter-Bildungs-Vereins am 5. Februar 1872. Hottingen-Zürich: Verl. der Volksbuchhandlung, 1888.
- 22) Dieter Langewiesche: Zur Freizeit des Arbeiters. Bildungsbestrebungen und Freizeitgestaltung österreichischer Arbeiter im Kaiserreich und in der Ersten Republik. Stuttgart: Klett-Cotta, 1980 (Industrielle Welt; Bd. 29), S. 248.
- 23) Statistik, Abrechnung und Protokoll über die Verhandlungen des VII. Verbandstags abgehalten in Freiburg i.B. am 12. und 13. August 1887, S. 25.
- 24) Othmar Feyl: Arbeiterbildung und Arbeiterbibliotheken. Zum 50. Jahrestag des Mannheimer Beschlusses von 1906. In: Der Bibliothekar 10 (1956) 9, S. 503-511.
- 25) Ein bühnenwirksames Beispiel hat Shakespeare mit der berühmten Rede des Marcus Antonius an der Leiche Julius Cäsars im 3. Aufzug, 2. Szene seines Dramas „Julius Cäsar“ geliefert.
- 26) Werner Oechslin: Die Bibliothek, die Architektur und die Architektonik“. In: Winfried Nerdinger (Hrsg.): Die Weisheit baut sich ein Haus. Architektur und Geschichte von Bibliotheken. München, London, New York: Prestel, 2011. S. 84; Dietrich Erben: Die Pluralisierung des Wissens. Ebd. S. 190.